

**Domenico Losurdo: Stalin – Geschichte und Kritik einer schwarzen Legende. Mit einem Essay von Luciano Canfora. PapyRossa Verlag 2012, 451 Seiten, ISBN: 978-3-89438-496-8, 22,90 €**

**Jörg Baberowski: Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt. Verlag C.H. Beck 2012, 606 Seiten, ISBN: 978-3-406-63254-9, 29,95 €**

Domenico Losurdo, italienischer Philosophieprofessor und Speerspitze eines offensiven „Neostalinismus“ (Christoph Jünke), hatte schon in seinem Buch *Flucht aus der Geschichte?* klargestellt, dass die „Geschichte der Machtausübung unter Lenin und Stalin kein Kapitel“ sei, „dessen sich Kommunisten vor allem schämen müssten“ und so blieb auch dort von seinem Ansatz, der „Plage des Selbsthasses“ eine „radikale und vorurteilsfreie kritische Bilanz der großen und faszinierenden Epoche, die mit der Oktoberrevolution eingeleitet“ worden sei, so ziemlich gar nichts übrig – außer blanke Verachtung gegenüber allen Andersdenkenden, denen „ideologische und politische Subalternität“ nach dem „ideologischen Hiroshima“ der kommunistischen Bewegung bescheinigt wurde. Hatten wir es hier mit einem der wohl üblichen Versuche innerhalb des ML-Milieus zu tun, Anhänger auf Linie zu bringen, so tritt Losurdos *Stalin*-Buch in eine andere Öffentlichkeit und beglückt diese, indem er sich im Genre der Rektoratsrede versucht. Stalin nämlich war gar kein schlechter Kerl, im Gegenteil: Rührend habe er sich um seine Soldaten gekümmert (S.39), sei „bescheiden“ gewesen (S.51), verfügte – anscheinend als einziger – über einen gesunden „Realismus“, über „große[.] Sensibilität“ (S.61), habe Leute mit eigenem Kopf geschätzt (S.52) und sei strategisch durch seine „Umsicht“ hervorgetreten (S.71). Schier „übermenschliches“ sei geleistet worden (Montefiore zit.n. S.172) und – um nicht zu vergessen – Schlimmeres verhindert. Nicht auszumachen, was passiert wäre, wenn nicht der Realist Stalin den „begrenzten, aber realen Demokratisierungsprozess“ eingeleitet (S.194), das „Entstehen des Sozialstaates“ (S.195) forciert und ein „gigantische[s] Modernisierungsprogramm[.]“ gefördert (S.208) hätte. Dunkle Utopisten – darunter Rosa Luxemburg – hätten mit ihrem Messianismus zu viel schlimmeren Katastrophen geführt. Schade nur, dass das gemeine, dumme Volk den liebevollen Vater nicht verstanden hat. Und so musste die „Demokratisierung (...) eine Ausweitung der Repression“ fördern: Denn die „ungestüme Bewegung von unten“, die „Raserei“ gegen vermeintlich „bestochene und unfähige Funktionäre“ (S.194) musste schließlich zum Wohl der „Partei- und Gewerkschaftsorganisationen“ unterbunden werden (S.195). Man sollte sich aber auch nicht zu Schlimmes unter dieser „Repression“ vorstellen: Die Lager, von denen uns Losurdo bis zu den 1930er Jahren berichtet, waren augenscheinlich Erholungsheime (S.179ff.) und man kann sich nur wundern, dass nicht eine Flut von Aufnahmeanträgen aus der Bevölkerung in den Archiven gefunden wurden. Wahrscheinlich aber wird uns der sich als „vorurteilslos[.]“ (S.19) präsentierende Philosoph noch mit Sensationsfunden überraschen. Und die Zwangskollektivierung und die Jahre des Großen Terrors haben selbstverständlich auch nur Schlimmeres verhindert: die Nazibarbarei. Da fallen dann Hunderttausende von Toten auch nicht weiter ins Gewicht und solche irreführenden Thesen, wonach der offenkundige Niedergang der Emanzipation in der Sowjetunion überhaupt erst die Attraktionskraft des Faschismus ermöglichte oder dass Hitler ohne die von der Sowjetunion durch die große Handelsvereinbarung vom Februar 1940 geleistete Unterstützung, „seinen Krieg in dieser Weise gar nicht“ hätte „führen können“ (Gerd Koenen), braucht man nicht einmal zu erwähnen – wie im Übrigen auch nicht die Banalität, in der Sowjetunion befindliche Juden und Kommunisten im Gefolge des Hitler-Stalin Paktes als Gratisgeschenk an die Gestapo auszuliefern.

Stalin, Verkörperung der „legal-traditionellen Macht, die mühsam Form anzunehmen versuchte“ (S.128) hatte mit dem „Gulag und außerhalb von ihm“ nur eine knuffige „Entwicklungs-Diktatur“ auf den Weg gebracht, „die versucht, alle Kräfte zur Überwindung der jahrhundertelangen Rückständigkeit zu mobilisieren und ‚umzuerziehen‘“ (S.197). Eine wunderbare Illustrierung von Bakunins Marxismuskritik, wonach es „zur Befreiung der Volksmassen erst nötig“ sei, „sie zu knechten“. Mit großem Mut und „mit Mühe“ habe er sein „Regierungsprogramm“ ausgearbeitet und in die Praxis umzusetzen versucht – wiederholt den Versuch unternommen „vom Ausnahmezustand zu einem Zustand relativer Normalität mit der Realisierung einer ‚sowjetischen Demokratie‘“ überzugehen (S.342). Leider kamen sie ihm alle in den Weg: das dumme Volk, die verbrecherischen Utopisten in den eigenen Reihen und selbstverständlich der „Westen“, der letztlich sowieso an allem Schuld ist.

Losurdo gefällt sich in der Pose des großen Wissenschaftlers, dessen Arbeit auf dem neuesten Stand der Forschung beruht. Er erweckt dabei den Anschein, dass der gegenwärtige Forschungsstand auf eine Bestätigung der Stalin'schen Selbstauskünfte oder der klassischen Apologetik der 1950er Jahre hinauslaufen würde. „Systematisch fragwürdig“ sei sein „Umgang mit der Geschichte“, so Arno Klönne und Werner Röhr betont Losurdos „entscheidenden Mangel“: das „Verschweigen erforschter und bekannter Sachverhalte, die seiner Interpretation widersprechen, in zweiter Linie kommen eigene Erfindungen hinzu.“ Wo von Losurdo „Fülle an bisher unbekanntem Material“, das die „Grundlage für eine neue Debatte über Stalin“ abgebe (Andreas Wehr) fabuliert wird und sich in offensichtlich völliger Unkenntnis der „bürgerlichen“ Historiographie über die „Begrenztheit des bürgerlichen Bewusstseins“ ausgelassen wird (Detlef Kannapin) – ein Bewusstsein zu dem dann sogleich auch Dissidenten wie Arthur Koestler gezählt werden – kann nur staunen. Tatsächlich sind der Großteil der Ausführungen Losurdos so jenseits von Gut und Böse, dass „jeder mit der Geschichte der Sowjetunion vertraute Leser es nur kopfschüttelnd aus der Hand legen“ kann (Vesa Oittinen).

Von einem Philosophieprofessoren hätte man zumindest eine intelligente Stalinrechtfertigung erwarten können, so ist es einfach nur ein einziges Zeugnis für die moralische Verkommenheit eines bestimmten Teils des sich als links verstehenden Milieus. Aber das würde Losurdo – und da ist er tatsächlich ganz bei Hegel – wohl nicht stören, vielmehr bestätigen. Denn Moral hat in dessen Verständnis von Sozialismus offenkundig nichts zu suchen – überall nur erbarmungsloses Weltgericht. Deshalb ist sein als aufregend neu daherkommender methodischer Ansatz einer „umfassende[n] Komparatistik“ (S.18) nur konsequent: Eigentlich spricht er in seinem Buch nämlich verhältnismäßig wenig über Stalin, sondern lässt sich vielmehr über die „bürgerliche Welt“ des Westens und all ihre Greuel (Kolonialismus etc.) aus, um dann zu sagen: Seht her, ihr seid auch nicht besser! Man probt derweil den Schulterschluss: „Bei genauerem Hinsehen finden wir in der sowjetischen Fabrik Dynamiken und Verhältnisse, die auch in der kapitalistischen Fabrik der demokratischen Länder für unannehmbar undiszipliniert gehalten würden.“ (S.211) Eine schöne Buchhaltermentalität, die sich als eine „Form von marxistischem Nihilismus“ (Jacques Rancière) zeigt. Denn man fragt sich – mal beiseite gelassen, ob die aufgemachte Rechnung aufgeht –, wie man ernsthaft eine sich als sozialistisch verstehende Bewegung oder Person, deren Ziel doch in einer emanzipatorischen Gesellschaftlichkeit liegt, nach den gleichen Maßstäben beurteilen kann, wie kapitalistische oder faschistische Akteure. Wenn Sabine Kebir in ihrer Rezension von Losurdos Buch behauptet, dass, wer „eine Welt von Gleichberechtigten anstrebt, (...) Geschichte unter Anlegung gleicher Maßstäbe diskutieren“ sollte, zeigt dies nur, auf welchem erbärmlichen Niveau Sozialisten gesunken sind. Nun hat aber nicht nur die Moral bei Losurdo „knallhartem Realismus“ nichts zu suchen, auch vom Sozialismus erfährt man eigentlich nichts. Stalins großes Verdienst sei es nämlich vor allem gewesen mit den Jahren als „Führer“ gelernt zu haben. Was aber hat er gelernt – mal außen vor gelassen, dass man bei Losurdo offenkundig nur als Führer und Staatsmann lernt („Was

bedeutet regieren: Ein komplizierter Lernprozess“ S.148)? Dass das mit dem Sozialismus eigentlich nichts werden kann, könnte man polemisch zusammenfassen. Zumindest deutet nichts in Losurdos Ausführungen darauf hin, dass wir es hier mit einem irgendwie sozialistischen Projekt zu tun hatten, vielleicht deshalb die immer wiederkehrende Beschwörungsformel vom Land, „das aus der Oktoberrevolution hervorgegangen[.]“ ist (z.B. S.304) – was absolut nichtssagend ist, aber irgendwelche vagen Bilder von Freiheit und Gleichheit heraufbeschwört.

Sozialismus erscheint dagegen eher als „religiöse[r] Primitivismus“ (S.69) oder es werden irgendwelche „Anarchovorstellungen“ (S.80) ausgemacht. Dass er vom russischen Anarchismus und auch den Linken Sozialrevolutionären nichts mitteilt, ist denn auch konsequent, würde dies doch nicht nur seine ganze Konstruktion in Frage stellen, wonach das gemeine böse Stalinbild nur aus parteiischen Gründen während des Kalten Krieges und durch den Schuft Chruschtschow etabliert wurde; es würde auch zeigen, dass der vielgepriesene Realismus keineswegs auf Seiten der Bolschewiki und Stalins angesiedelt war; es würde auch deutlich machen, dass sich Losurdo – anders als es der Anspruch seines Helden Antonio Gramsci war – nicht mit den Stärken seiner Gegner auseinandersetzt, sondern Pappfiguren zurechtbastelt, deren Widerlegung so einfach wie langweilig ist.

Wie man es jedenfalls schaffen kann, zu behaupten, dass es Losurdos „Anliegen“ nicht sei, „Stalin zu entschulden“ (Sabine Kebir) oder dass Losurdo die „moralische Schuld“ für den Terror noch unterstreiche (Andreas Wehr), hat augenscheinlich ein anderes Buch gelesen und nimmt deklamatorische Nebensätze für den Kern eines Buchs, das doch eine „beispiellose Weißwaschung des Stalinismus“ ist (Gerhard Hanloser).

Während sich Losurdo durch seine demonstrative Abstraktionsfähigkeit von allem Leiden auszeichnet, schreibt Barberowski von den Alpträumen, die ihn bei der Beschäftigung mit dem Stalinismus umgetrieben hätten. Das Resultat dieser Beschäftigung ist *Verbrannte Erde*, mit dem Barberowski einen großen Wurf gelandet und ein enormes Echo ausgelöst hat. Nicht nur wurde ihm auf der Leipziger Buchmesse der Preis für das beste Sachbuch verliehen, sondern auch viele Rezensionen, sogar der Schwerpunkt einer Fachzeitschrift (*Osteuropa* 4/2012), ist ihm gewidmet.

*Verbrannte Erde* sei „keine Geschichte der Sowjetunion, sondern eine Geschichte des Stalinismus“, so Barberowski, und widme sich „den gewalttätigen Exzessen des Stalinismus und der Kultur, die sie ermöglichte“ (S.15). Vor allem aber ist es eine Geschichte über Stalin, denn: „Stalin gab dem Stalinismus nicht nur seinen Namen. Ohne ihn hätte es auch keinen Stalinismus gegeben (...) Der Schlüssel zur Erklärung ist (...) der Diktator selbst.“ (S.30). Dieser sei „ein bössartiger und mitleidloser Gewalttäter“ (S.188), ein „Gewalttäter aus Leidenschaft“ (S.124), der „nicht im Frieden leben“ konnte (S.238): „Wir müssen uns Stalin als einen glücklichen Menschen vorstellen, der sich an den Seelenqualen seiner Opfer erfreute.“ (S.249) Dieser die Person Stalin pathologisierende Ansatz durchzieht das ganze Buch und Barberowski kann viele Quellen anführen, die eine solche Position plausibel machen, sodass Gerd Koenen zu Recht angemerkt hat, dass „man die Irritation des Arguments erst einmal auf sich wirken“ lassen soll, anstatt von vornherein brüskiert abzuwinken.

Von diesem Befund ausgehend, zeichnet Barberowski den erfolgreichen Versuch Stalins nach, seine eigenen Obsessionen einem ganzen Land aufzuzwingen. Stalin sei nämlich nicht nur ein „Psychopath“ gewesen, „der die Gewalt wie die Luft zum Atmen brauchte“ (S.476), sondern auch ein rationaler Machtstratege, der Gewalt niemals „ohne machtstrategische Zwecke“ eingesetzt habe (S.476). Dies sei ihm durch die Permanenzerklärung des Ausnahmezustands gelungen: „Erst im Ausnahmezustand konnte ein Psychopath wie Stalin seiner Bösartigkeit und kriminellen Energie freien Lauf lassen.“ (S.10) Stalinismus erscheint daher als eine „Ordnung dauerhafter Gewalt“ (S.15), gekennzeichnet durch die „Allgegenwart des Terrors“ (S.16).

Wie aber steht es mit der, den Stalinismus ermöglichenden „Kultur“? Einerseits weist Baberowski wiederholt auf Stalins georgische Herkunft hin: „Blutrachefehden, gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Bauerndörfern und Überfälle von Räubern gehörten zum Alltag des jungen Stalin. In einer solchen Umgebung konnte nur bestehen, wer mit Gewalt drohen und sich im Ernstfall auch mit Gewalt gegen Widersacher durchsetzen konnte. (...) In Stalins georgischer Heimat hatten Freundschaft und Ehre einen anderen Klang als im russischen Zentrum des Imperiums.“ (S.364) War der Stalinismus also eine Art georgisches Dorf im großen Stil? Jeder Georgier ein kleiner Stalin? Andererseits meint Baberowski, dass der Griff zur Gewalt alleine schon ausreicht, um eine fatale Dynamik in Gang zu setzen, aus der es kein Entrinnen mehr gibt: „Gewalt erzeugt Anschlusszwänge“, so Baberowski in einem Interview der FAZ: „Und wenn man einmal entschieden hat, Gewalt gegen andere auszuüben, kommt man in einen Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen gibt“ Letztlich eine vollkommen abstrakte These, und man fragt sich, warum sich die Menschheit nicht schon vor Jahrhunderten ausgelöscht hat. Jedenfalls sollen wir „dankbar“ dafür sein, in einer „Rechtsordnung zu leben, in der die Verschiedenen als Gleiche behandelt werden, und die Freiheit des einen mit der Freiheit des anderen in Einklang gebracht wird“ (S.12). Die Gewaltdynamik ist so anscheinend gebrochen und der moderne Staat nicht ein der Geschichte beispielloses Konzentration von Macht, sondern eine „zivilisatorische Errungenschaft“, die „uns voreinander schützt“ (S.12). Folgerichtig entstanden ihm zufolge die „grausamsten Exzesse des 20.Jahrhunderts nicht in den bürgerlichen Gesellschaften, sondern in den vormodernen, staatsfernen Räumen“ (S.27), sondern sie hatten mit moderner Staatlichkeit überhaupt nichts zu tun: „Die Sowjetunion wurde nicht von Bürokratien und Ämtern, sondern von Personen und ihren Netzen regiert, die Aufträge ausführten und dafür Privilegien erhielten. In den Apparaten regierte nicht der Geist der Gesetze, sondern das Regime persönlicher Treue, das die Patrone und ihre Gefolgsleute zu unbedingter Loyalität verpflichtete.“ (S.121) Überhaupt scheint die von Baberowski behauptete Gewaltdynamik manchmal seltsam blass. Wo ist sie beispielsweise nach Stalins Tod geblieben? Dessen Erben „einigten sich darauf, die Macht untereinander aufzuteilen und das Spiel mit dem Tod zu beenden“ (S.498). Kein Wunder, dass es geradezu mystisch heißt: „der Despot war tot, sein böser Geist für immer erloschen“ (S.496).

Insgesamt erweist sich *Verbrannte Erde* als ein Werk, das „die ganze Sache grandios vereinfacht“ (Stefan Plaggenborg), „eine allzu simple Interpretation eines komplexen Phänomens“ (Ulrich Schmid), das bisweilen „nur Verzerrungen zur Folge“ hat (Benno Ennker).

Viele Dinge, die jahrzehntelang die Forschung beschäftigten, werden kurzerhand vom Tisch gewischt: Über das Problem der leninistischen Parteikonzeption braucht nicht weiter nachgedacht werden, denn: Die Partei habe Stalin „zerstört“ und sich vielmehr am „Modell der Mafia“ orientiert (S.29). Kritische Diskussionen über autoritäre Momente planwirtschaftlicher Konzeptionen sind überflüssig, denn: Im Stalinismus herrschte eine „Kommandowirtschaft, aber sie war keine Planwirtschaft“ (S.202). Jahrzehntelange Bemühungen kritischer Marxisten – denen anarchistische Autoren vorangegangen waren –, die ideologischen Grundlagen des Stalinismus zu reflektieren, werden kurzerhand beiseite gefegt: „Die Gewalttaten des Stalinismus wurden nicht aus Texten oder Ideen hervorgebracht.“ (S.16) Und nichts „deutet darauf hin, daß Stalin ein Täter war, der ideologischen Zwängen gehorchte, als er befahl, Menschen zu foltern und zu töten. Stalin war vielmehr ein Mörder, dem es Freude bereitete, zu zerstören und zu verletzen, und der das ideologische Argumentationsgerüst, das ihm die kanonischen Texte zur Verfügung stellten, dafür verwendete, seine Untaten öffentlich zu rechtfertigen. Im inneren Kreis der Macht sprach er hingegen von Repressionstechniken.“ (S.315) Wer anders, nuancierter argumentiert, wird des ‚Gutmenschentums‘ beschuldigt: „Wir wollen, daß die Gewalt aufhört, unser Leben zu bestimmen. Deshalb behelfen wir uns mit Rationalisierungsstrategien, die Gewaltexzesse

mit Ideen und Motiven verbinden. Sie helfen über die traurige Wahrheit hinweg, daß Gewaltexzesse in ihrem Vollzug allein der Dynamik folgen, die sich aus ihnen selbst ergibt.“ (S.219)

Baberowski reduziert die Menschen, obwohl es seine eigene Darstellung nicht durchgängig belegt, auf Sadisten und Psychopathen auf der einen und Getriebene auf der anderen Seite, die nichts anderes tun können, als einer Logik der Eskalation und Denunziation zu folgen: „Die Furcht verwandelte Menschen in seelenlose Apparate, die instinktiv taten, was man von ihnen erwartete.“ (S.487). Folgerichtig heißt es: „Ungehorsam kann sich nur leisten, wer im Fall einer Niederlage nicht damit rechnen muß, inhaftiert oder getötet zu werden.“ (S.273) Wenn dem so wäre, hätte es in der Geschichte wohl kaum jemals ernsthaften Widerstand gegeben. Und nicht einmal der von Baberowski geschätzte moderne Rechtsstaat verzichtet bekanntermaßen auf Inhaftierungen. Manche Stellen klingen dann aber auch wieder anders: „Stalin und seine Helfer gaben sich keinen Illusionen über die Loyalität der Bevölkerung hin. Ohne Gewalt würden sie auch im dritten Jahrzehnt der bolschewistischen Herrschaft nicht auskommen können. Niemand wußte besser als Stalin selbst, daß Menschen, die ihr eigenes Elend als Leben im Glück preisen mußten, Verrat üben oder revoltieren würden, wenn sie dazu die Gelegenheit erhielten.“ (S.371) Oder auch: „An ein Leben in der Diktatur wird sich nur gewöhnen, wer Alternativen nicht mehr für möglich hält und gezwungen ist, sich in der Unfreiheit einzurichten.“ (S.383) Solcherart Unklarheiten und widersprüchliche Aussagen in Bezug auf verschiedene Themen, durchziehen das ganze Buch. Am augenfälligsten zeigt sich dies bei Baberowskis Zurückweisung der Rolle von Ideologien, um sein Gewaltkonzept zu profilieren. Denn unter der Hand kehrt diese immer wieder zurück: So nennt er den Bolschewismus „eine säkularisierte Religion, eine solche freilich, die andere Religionen nicht neben sich ertragen konnte“ (S.154) und meint, dass die Bolschewiki „die Gesellschaften des Imperiums nicht nur verändern, ordnen und beherrschen“ wollten, sondern ihr „Projekt in ein Heilsgeschehen“ einordneten (S.25).

Als eigentlicher Subtext des Buches erscheint das Beklagen der historischen Unmöglichkeit einer liberalen oder sozial-liberalen Entwicklung (sdiktatur?) in Russland infolge der Revolution von 1917, welche perspektivisch dazu geführt haben könnte, dass sich „die Bürger“ einer „Disziplinierung“ unterwerfen, „die sie als Ausdruck ihres eigenen Willens empfinden“ (S.27). Stattdessen setzte sich fatalerweise die „Tyrannei des Volkes“ durch (S.50), und mit ihr die Bolschewiki, die der „Wut des Volkes“ eine „Stimme“ gaben (S.53). Bezahlt hätten diese das dann mit ihrer eigenen kulturellen Selbstauslöschung, denn während die alten, westlich sozialisierten Marxisten kapitulieren mussten, kam der böse Georgier und mit ihm die „Indigenisierung der Partei- und Staatsverwaltung“ (S.106). Vielleicht erkannte sich Baberowski in dem von ihm zitierten polnischen Schriftsteller Alexander Watt wieder, der angesichts des Einmarsches der Roten Armee 1939 meinte: „Und asiatische Gesichter, also das, was ich zu Zeiten meiner kommunistischen Liebäugelei einfach so hingegenommen hatte. (...) Asien-Europa dachte ich, das Geschwätz der antisowjetischen Presse, das gehört ins 19. Jahrhundert und ist ganz oberflächlich. Aber hier, mit einem Schlag – absolutes Asien.“ (S.372f.)

Ungeachtet dessen, dass man an Baberowskis Darstellung – gerade in analytischer Hinsicht – vieles zu kritisieren hätte, gibt er vielerlei interessante und bedenkenswerte Einblicke. Sein „bedrückendes Panorama“ (Ulrich Schmid) der Stalinschen Gewaltmaschinerie, die in einer „Ausführlichkeit und einem Detailreichtum wie bisher nirgends in der Literatur“ (Friedrich Pohlmann) skizziert wird, macht das Buch absolut lesenswert. Und leider – hat man Domenico Losurdos Buch vor Augen – auch absolut notwendig.

Dessen ungeachtet erweisen sich beide Bücher in mancherlei Hinsicht als durchaus verwandt, vor allem in ihrem Fokus auf die anscheinende Unvermeidlichkeit des historischen Ablaufs. Hier hätte die Kritik grundsätzlich anzusetzen, denn: „Daß es nicht gegangen sei, daß es unmöglich gewesen wäre, das ist auch einer der Sätze, die ihre Plausibilität nur dem

verdanken, daß sie eigentlich von den Siegern ausgesprochen worden sind, und die man deshalb nicht hypostasieren darf.“ (Theodor W. Adorno)